

dich mit tückischem Auge zum Kampfe herausfordert, sondern der Priester, der im Amt ist und kein Selbst und als Verwalter eines heiligen Sakramentes sich nicht an willkürliche theoretische Ausgeburten, sondern an strenge Vorschriften zu halten hat.“²

Freilich kann und soll die religiöse Entscheidung nicht erzwungen werden. Sie muß langsam wachsen. Die „Heilung“ ist eine „conversio“, ein Umkehren und Neubeginnen, ein — im Gegensatz zur jugendlichen Religiosität — selbständiges Suchen, ein auf Grund der Lebenserfahrungen vertieftes Fragen und Antwortheischen. Jeder Druck von außen sollte hier vermieden werden. Auch der Zwang von innen her wird oft den Prozeß erschweren und verlangsamten. V. Frankl macht mit Recht in seinem Buch „Der unbewußte Gott“³ Freiheit, Selbstentscheid und organisches Wachstum („Spontaneität“) für die Klärung als notwendig geltend. Andererseits ist wohl nicht daran zu zweifeln, daß der ringende Mensch oft nicht über die notwendigen Voraussetzungen verfügt, um allein zur Wahrheit zu finden. Er bedarf nicht nur des Verständnisses, der Begleitung auf dem Wege, sondern auch der Führung und Unterweisung. Führen wird nur der können, der den weltanschaulichen Kampf selbst gekämpft und sich ein ausgedehntes und fest gegründetes religiöses Wissen erworben hat.

Der Islam

Von WOLFGANG HAAG

Ist die Entwicklung, die sich gegenwärtig auf der politischen Ebene in der Welt des Islams vollzieht, allein schon geeignet, die Aufmerksamkeit auch des Abendlandes auf sich zu lenken (vgl. den Beitrag „Die arabische Krise“ in dieser Zeitschrift, Band 144 [1949] S. 505—518), so erhöht sich für den christlichen Europäer das Interesse noch durch die Tatsache, daß der Islam heute zum ersten Mal in seiner 1300jährigen Geschichte von sich aus auf diplomatischem Gebiet eine stärkere Annäherung an den Mittelpunkt der katholischen Weltkirche erstrebt. Mögen auch zahlreiche Meldungen und Kommentare der Presse in der Deutung dieser Tatsache als Beginn einer inneren Annäherung oder als Versuch der Bildung einer gemeinsamen Kampffront gegen den kommunistischen Materialismus weit über die nüchterne Wirklichkeit hinausgegangen sein — ein Artikel des Osservatore Romano vom 31. März 1950 hat die kühnen Schlußfolgerungen besonders von kommunistischer Seite ausdrücklich zurückgewiesen —: das Ereignis, daß der „Erzfeind der Christenheit“ von einst Fühlung aufnimmt mit dem Hort der Christenheit, dem Papst, weist doch nachdrücklich auf den epochalen Umschwung in der religiös-weltanschaulichen Schichtung der Menschheit

² Franz Werfel, Stern der Ungeborenen. 1949, S. 569.

³ Viktor Frankl, Der unbewußte Gott. Wien 1949.

hin und verpflichtet auch den Abendländer, sich mehr als bisher mit der uns teils so fremden, teils aber auch so verwandten Welt des Islams zu befassen.

Der Islam hat mit dem Christentum und dem Judentum nicht nur die Anerkennung des einen ewigen und unendlichen Gottes gemeinsam, sondern er geht direkt auf diese beiden monotheistischen Religionen zurück. Seine Besonderheit liegt wesentlich in den Erbstücken aus dem arabischen Heidentum und dem uns Heutigen fremden Gedanken einer absoluten Theokratie. Der frühmittelalterlichen Christenheit, der Kirche der Karolingerzeit sowie der östlichen Kirche (um vom jüdischen Bundesvolk ganz zu schweigen) war dieser letzte Gedanke durchaus nicht so fremd, wie wir heute nach dem „Bruch der Renaissance“ glauben möchten. Im übrigen kann man in der überspitzten Definition des Islams als einer „Sekte des Christentums, von einem Araber für seine Araber gemacht“ viel Richtiges entdecken, wenn sie auch eine schlagwortartige Vergrößerung eines verwickelten Sachverhaltes ist.

Schon der Name „Islam“ hat nahe Verwandtschaft zur christlichen Wahrheit. Islam bedeutet „Hingabe“, Hingabe an Gott mit den Nebenklingen: Hingabe für das Heil und den Frieden in Gott; denn das Wort Islam ist abgeleitet von der Wurzel s-l-m mit der Grundbedeutung „Heil“, „Frieden“, „Gesundheit“. Der arabische Gruß „As-salam alaika“, „Der Friede sei mit dir“, enthält dieselbe Wurzel wie der Name der Religion. Diesen tiefen christlichen Sinngehalt erfassend, konnte Goethe in seinem Westöstlichen Divan sagen: „Wenn Islam Gott ergeben heißt / Im Islam leben und sterben wir alle.“

Christliche Elemente findet man bei einer näheren Betrachtung des Islams aber auch weiter auf Schritt und Tritt. Das ist nicht verwunderlich; nimmt doch die Forschung als sicher an, daß Arabien zur Zeit des Propheten, also zu Beginn des 7. Jahrhunderts, im Begriffe stand, christlich zu werden. Daß es anders gekommen ist, daß die arabische Wüste nicht von den christlichen Randstaaten aus christianisiert wurde, sondern daß umgekehrt die Religion Arabiens in schnellem Siegeszug das Christentum an der Ost- und Südküste des Mittelmeeres vernichtete, daß sich schließlich durch diesen „Verlust der Mitte“ des römischen Reiches das Christentum nach Norden wandte und bei den germanischen Völkern seinen neuen Träger fand — das ist eines jener Geheimnisse der Vorsehung, die wir hier auf Erden wohl nie enträtseln werden.

Tatsache ist, daß sich an dem großen Umschlagplatz Arabiens, in der Kaufmannsstadt Mekka, wie auch an vielen anderen Orten der arabischen Halbinsel kleinere und größere christliche Gemeinden fanden, mit denen der Gründer des Islams als tiefveranlagter Gottsucher in Berührung getreten ist. Unter diesen Christen gab es Männer, die es mit dem religiösen Leben ernst nahmen, die nach zahlreichen Vorbildern der ersten christlichen Jahrhun-

derte als Einsiedler in die Wüste gingen, um hier Gott näherzukommen. Auch von dem Sohne Abdallahs, der später den Ehrennamen Muhammed — der Gepriesene — erhielt, wird berichtet, daß er sich in die öden Felsen der Umgebung Mekkas zurückzog, um nach dem wahren Heil zu forschen und durch Fasten und Beten die Erlösung zu finden. Hier geschah es eines Tages, daß er auf dem Berge Hira eine Gestalt sah, die er später den Erzengel Gabriel nannte. Die Gestalt sprach zu ihm: „Lies! Im Namen deines Herrn, der erschuf, erschuf den Menschen aus einem Blutklumpen. Lies; denn dein Herr ist gnadenvoll, der zu wissen kundtut durch das Schreibrohr — zu wissen tut dem Menschen, was er nicht wußte.“ Dieser Beginn der 96. Sure des Korans bezeichnet den Ursprung des Islams, der dritten großen monotheistischen Religion, die im semitischen Raum aufkam, 600 Jahre nachdem Christus in den Bergen Palästinas die Religion der Liebe verkündet hatte.

Der Monotheismus — die Lehre von der absoluten Einheit und Einzigkeit Gottes — ist das tragende und einzige Dogma des Islams. Sein Glaubensbekenntnis lautet: „Es gibt keinen Gott außer dem Gott und Muhammed ist der Gesandte des Gottes.“ Dieses Grunddogma ist von Muhammed später in bewußter Absage an das Christentum in der 112. Sure mit den Worten formuliert worden: „Sprich: Er, der Gott, ist einer, der ewige Gott; er zeugte nicht und wurde nicht gezeugt und keiner kommt je ihm gleich.“ In diesen Worten klingen noch die jahrhundertelangen Kämpfe um die göttliche Person Christi nach, die zur Zeit des Propheten durch die monotheletische Einheitsformel des Kaisers Heraklius beendet werden sollten, tatsächlich jedoch zur Abspaltung Ägyptens führten, das einige Jahrzehnte später den Anhängern des Propheten von Mekka als leichte Beute in die Hände fiel. Diese christologischen Kämpfe klangen undeutlich bis in das ferne Arabien und wurden durch Muhammed, der ihren Sinn sicher nicht einmal ahnte, kurzerhand abgeschnitten mit der Feststellung, daß es in Gott keine Mehrheit der Personen gebe.

In der Predigt des einen Gottes, dessen unendliche Machtfülle Muhammed in tiefster Seele erschütterte, und in der Lehre vom Jüngsten Gericht, das jeden Menschen erwartet, erschöpft sich die Dogmatik des ursprünglichen Islams. Aus der absoluten Herrschaft Allahs leitet sich alles her. Allah ist der uneingeschränkte Herr des Menschen, der durch eine tiefe Kluft von ihm getrennt ist. Im echten Islam gibt es keine Spannung zwischen Gott und dem Menschen, eben so wenig wie eine Spannung zwischen Kirche und Staat, zwischen Religion und Politik, zwischen Diesseits und Jenseits möglich ist. Richtige Politik ist Religion, wie auch der richtige Staat selbstverständlich Kirche ist und wie der sterbliche Mensch der unbedingte Untertan Gottes ist, der nach Gutdünken über sein Geschöpf verfügt.

Gottes Gesetz, das durch den Propheten verkündet wird, ist das Gesetz für die Gemeinde schlechthin. Es gibt keinen Unterschied zwischen Moralgesetz und bürgerlichem Gesetz. Der Islam geht in seiner Folgerichtigkeit

noch weiter: Es gibt auch kein Rituale, denn der Gottesdienst ist Gesetz; seine Form wird daher in den Gesetzbüchern behandelt. Gesetz ist das Gesetz, wie Gott der Gott ist, und dieses Gesetz liegt im Koran, der das gesamte gemeinschaftliche und persönliche Leben regelt. Der Rechtsgelehrte ist der Geistliche; der Nachfolger des Propheten, der Chalife (Vicarius), ist der „Fürst der Gläubigen“; der Vorbeter ist der Leiter der Gemeinde.

Hatte Muhammed noch zu Beginn seiner Predigt daran geglaubt, er könne die Christen und Juden für sich gewinnen, so mußte er im Lauf der Jahre erfahren, wie sie sich immer eindeutiger von ihm absetzten. Um die Juden zu gewinnen, hatte er ursprünglich die Gebetsrichtung nach Jerusalem festgelegt. Sie wurde später nach Mekka verlegt — als Zugeständnis an das arabische Heidentum, das dort in dem Schwarzen Stein an der Kaaba sein Heiligtum verehrte. Um den Islam nach außen klar abzuheben, wurde statt der Holzklappern, mit denen die Christen zum Gottesdienst riefen, und statt des Widderhorns, das die Juden benutzten, die Stimme des Menschen eingesetzt. Im Islam ruft der Muezzin zum Gebet. Dem christlichen Sonntag und dem jüdischen Sabbat wurde der Freitag als Tag des gemeinschaftlichen Gebetes entgegengestellt; an Stelle der vierzigtägigen christlichen Fastenzeit und des jüdischen Aschurafastens tritt im Islam das Fasten im Monat Ramadan.

Zur Zeit des Propheten verrichtete die Gemeinde das Gebet stets gemeinschaftlich in dem kleinen Versammlungsort in Medina, wo Muhammed nach der „Hidschra“ — der Auswanderung, nicht der Flucht — aus Mekka seine erste Gemeinde „zusammenfaßte“. Tatsächlich ist die erste Moschee von Medina „der Exerzierplatz des Islams“ gewesen und zwar in einem doppelten Sinne. Militärisch zwangen die Übungen des Gebets die an keine Disziplin gewohnten Araber zu gemeinsamem Handeln und bewirkten so die Überlegenheit der Muslime über die zahlenmäßig viel stärkeren heidnischen Gegner in Mekka. Theokratisch wurden die Gläubigen durch die täglich fünfmal zu verrichtenden Riten des Gebets zu einem einheitlichen Ganzen zusammengeschweißt. Diese Gemeinde übernahm die Aufgaben der Sippengemeinschaft, der einzigen Gemeinschaftsform, welche die heidnischen Araber kannten. Hierin liegt eine der größten Neuerungen, die Muhammed den Arabern brachte. Vor ihm gab es über die Bande des Blutes, über die Sippe und den Stamm hinaus nichts Gemeinschaftliches. Der Prophet ersetzte diese leiblichen Bande durch die geistige Gemeinschaft des Glaubens. Der heidnische Bruder mußte bekämpft werden, bis er den Islam annahm, während der abessinische Sklave, auf den der freie Araber mit Verachtung herabsah, durch das Bekenntnis zum Islam ein gleichberechtigter Freier wurde. Diese Tat brachte dem jungen Islam natürlich einen starken Zulauf von Sklaven. Wenn aber trotzdem sich auch eine große Anzahl freier Araber der harten und ungewohnten Disziplin des Propheten unterwarf, so ist das nur ein Beweis mehr dafür, wie groß in dem damaligen Arabien die Sehnsucht

sucht nach etwas Tieferem war, als es der flache Stein-, Berge- und Gestirndienst des Heidentums bieten konnte.

Dieses Tieferere — das Prinzip des reinen Monotheismus in einer ganz einfachen Form — hat im Lauf der Jahrhunderte seine werbende Kraft nicht verloren. Bis heute ist der Islam wesentlich Monotheismus geblieben, wenn auch in vielen Gebieten außerhalb Arabiens Volksaberglauben und Mystik diese Grundlage stellenweise überdecken konnten. Jede Reform der neueren Zeit greift wieder auf die monotheistischen und theokratischen Grundlagen des Islams zurück.

Seine für die Gläubigen verbindliche Form findet dieser Monotheismus im Koran. Er ist das Buch schlechthin. Er ist noch mehr — er ist das unverfälschte Wort Gottes, das von Ewigkeit war und ist. Er ist zugleich aber auch das ausgesprochene Wort Gottes an die Araber, ein „arabischer Qur'an“, der in keine andere Sprache übersetzt werden darf. Es galt als Ketzerei, als der Gründer der modernen Türkei, Kamal Atatürk, in seinem Nationalisierungseifer auch den Koran ins Türkische übersetzen ließ und die arabische Rezitation in den Moscheen verbot. Nichts hat so sehr zur Verbreitung des Arabischen beigetragen wie der Koran. Von Marokko bis weit hinein nach China, Malaya und Java kann sich der arabisch sprechende Reisende noch heute verständlich machen.

Der Koran ist in 114 Abschnitte, Suren, von unterschiedlicher Länge aufgeteilt. Die erste kurze Sure — al-Fatiha, die Eröffnende — entspricht im Gebrauch etwa unserem Vaterunser. Ihr folgt die längste zweite und dann immer kürzer werdend die anderen. Je nach dem Ort, wo sie dem Propheten offenbart wurden, teilen sie die Gelehrten in mekkanische und in medinensische ein. Dabei strahlen die Suren aus der ersten — mekkanischen — Zeit eine tiefe religiöse Glut und Inbrunst aus, die sich auch äußerlich in der Reimprosa darstellt. In den medinensischen Suren ist der Prophet hingegen mehr der Staatslenker und nimmt zu den Dingen des täglichen, moralischen und politischen Lebens Stellung. Sie sind teilweise von einer ermüdend langatmigen Prosa, aus der nur hie und da der einstige prophetische Glanz hervorleuchtet. Die Echtheit des Korans als Worte des Propheten wird heute nicht mehr ernstlich bestritten.

Muhammed hatte nicht geahnt, daß der Islam ein Weltreich erobern sollte. So konnte sein Gesetzbuch, das sehr wohl für die arabische Wüste ausreichte, schon bald nach seinem Tode nicht mehr genügen, um als gesetzliche und religiöse Grundlage eines Imperiums zu dienen. Eine zweite Quelle trat deshalb an die Seite des Koran, die Sunna — die Praxis des Propheten —, die sich in der Überlieferungskunde, dem Ilm al-Hadîth, zu einer dem Islam eigentümlichen Wissenschaft ausbildete. Wo eine Sonderfrage aus dem Koran selbst nicht zu entscheiden war, fanden sich Genossen des Propheten, die autoritativ aussagten, daß der Prophet bei dieser oder einer ähnlichen Gelegenheit so und so gehandelt oder entschieden habe. Als die erste Generation ausgestorben war, wurden die Söhne der Genossen des Propheten be-

fragt, dann die Enkel, die Urenkel und so fort. So schwoll die Überlieferung über die Gewohnheiten des Propheten bald gewaltig an. Viel Richtiges mischte sich mit Falschem, Tendenziösem, besonders da die verschiedenen Mächtigkeitsgruppen sich auf Worte oder Taten des Propheten berufen mußten, um ihre Ansprüche durchzusetzen.

Neben dem Koran und der Sunna kamen bei der Ausbildung des islamischen Rechtes noch der Analogieschluß und der Consensus als Rechtsgrundlagen hinzu. Dieses religiöse Recht, die Scheria, umfaßt Moral und Liturgie ebenso wie Handelsrecht, Erbrecht und Strafrecht — eine dem Islam eigentümliche Form, die aus seinem theokratischen Wesen herrührt. Der erste Teil der Rechtsbücher ist gewöhnlich den kultischen Pflichten gewidmet. Als wesentliche Pflichten werden nach allgemeiner Ansicht „fünf Pfeiler“ angesehen: das Glaubensbekenntnis, das Gebet, die Armensteuer, das Fasten im Monat Ramadan und die Wallfahrt nach Mekka, die jeder Muslim einmal in seinem Leben unternehmen soll. Als sechste Pflicht wurde von einigen Gelehrten der „Heilige Krieg“ angesehen, doch hat sich diese Auffassung nicht allgemein durchgesetzt.

Das Glaubensbekenntnis wird in den Rechtsbüchern nicht behandelt. Es bildet eine Wissenschaft für sich, den *Ilm al-Kalâm*, die Dogmatik. Das Gebet ist hingegen Kernstück des Rechts. Die Bezeichnung „Gebet“ ist nicht recht zutreffend für den Komplex von liturgischen Übungen, der sich unter der arabischen Bezeichnung „*Salât*“ verbirgt. Bis in alle Einzelheiten werden die Voraussetzungen für seine Gültigkeit, die rituelle Reinheit, die Bedeckung des Körpers und die Aufstellung in der Richtung nach Mekka behandelt. Dann folgen die genauen Vorschriften für die 18 „Säulen“ des eigentlichen Gebets, deren geringste Mißachtung es ungültig macht. Neben den fünfmal am Tage zu verrichtenden liturgischen Übungen kennt und pflegt der Islam auch das persönliche Gebet, das in den späteren Jahrhunderten Ausgangs- und Mittelpunkt der mystischen Übungen wurde.

Die dritte Pflicht, die Abgabe der Armensteuer, entwickelte sich aus einer freien Wohltätigkeitsübung zu einer regelrechten Steuer, die oft sehr drückend war. Im Gesetz wird sie genau so behandelt wie bei uns die Vermögens- oder die Einkommensteuer. Die Bestimmungen für die vierte Pflicht, das Fasten im Monat Ramadan, sind sehr streng. Der Gläubige darf in diesem Monat von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang — „wenn man nicht mehr einen weißen Faden von einem schwarzen unterscheiden kann“ — nichts essen oder trinken und auch nicht rauchen. Da das islamische Jahr ein Mondjahr ist, durchwandert der Ramadan den ganzen Sonnenlauf; er ist besonders im Sommer für die Gläubigen eine harte Anstrengung. Dafür pflegt man sich in den Nächten schadlos zu halten, deren lautes Treiben durchaus nicht mit unserer Auffassung von der „stillen Fastenzeit“ übereinstimmt. Trotz des Einbruchs moderner Lauheit in weite Bereiche des Islams wird der Fastenmonat von den meisten Gläubigen auch heute noch streng gehalten.

Eine dem Islam eigentümliche Pflicht ist die fünfte, die Wallfahrt nach Mekka, die jeder volljährige, im Besitz seiner Verstandeskkräfte befindliche freie Muslim — Mann und Frau — durchführen soll. Sie besteht aus fünf eigenartigen Pflichtverrichtungen, nämlich der Annahme des Weihezustandes, die äußerlich durch die Bekleidung mit zwei ungenähten, reinen weißen Tüchern kundgegeben wird; dem Verweilen auf dem Berge Arafat in der Umgebung von Mekka; der siebenmaligen Umkreisung der Kaaba; dem siebenmaligen Lauf zwischen Safa und Marwa und dem Haareschneiden. Die Zeremonien gehen auf uralte heidnische Übungen zurück, von denen Muhammed „aus Verbundenheit an die Tradition der Vorfahren möglichst viel beibehalten wollte, sie aber ihres heidnischen polytheistischen Charakters entkleidete, so sehr entkleidete und entleerte, daß schließlich u. U. nur noch das Verweilen an einem bestimmten Ort übrigblieb“ (R. Hartmann).

In der islamischen Rechts- und Pflichtenlehre gibt es verschiedene Ansichten und Auffassungen über den Wert und die Art der Durchführung des Gebotenen, die in den vier „rechtgläubigen Schulen“ ihren Ausdruck finden. Heute unterscheiden sich diese Schulen — Schafiiten, Hanbaliten, Hanafiten und Malikiten — nur noch unwesentlich voneinander. Der Muslim kann die eine Handlung nach schafiitischer Schule, eine andere nach der malikitischen vollziehen. Diese verschiedenen Rechtsschulen bedeuten nicht etwa Sekten; sie sind viel eher mit den verschiedenen Riten der Kirche vergleichbar, wobei sich die Riten auf das gesamte religiöse und profane Leben beziehen. Kein Anhänger der schafiitischen Schule betrachtet einen Hanbaliten als Ketzer oder Häretiker.

Wie das Christentum hat allerdings auch der Islam sein großes Schisma: die Trennung zwischen Sunniten und Schiiten. Diese beruht aber bezeichnenderweise nicht auf theologischen, sondern auf theokratisch-politischen Gegensätzen. Das Schisma ist durch die Schiat Ali, die Partei Alis, des Schwiegersohnes des Propheten, entstanden. Kurz nach dem Tode Muhammeds, der seine Nachfolge nicht geregelt hatte, teilten sich die Muslime in zwei Gruppen. Die eine hielt nach den Worten des Propheten, daß „die Gemeinde in ihrer Gesamtheit nicht in die Irre gehen kann“, dafür, daß sein Nachfolger von den Gläubigen gewählt werden müsse, während die andere Gruppe die Ansicht vertrat, daß den ersten Anspruch auf die Nachfolge die Familie hätte, mit anderen Worten, der Mann seiner Tochter Fatima, Ali. Später kam besonders durch iranische Einflüsse noch der Glaube an das besondere „Ideal des Prophetentums“ hinzu, das sich in seiner Familie fortpflanze. Im Gegensatz zu dieser Schiat Ali nannte sich die erste Gruppe „die Leute der Sunna und der Gemeinschaft“, kurz Sunniten.

Noch zu Lebzeiten des Propheten hatte sich die Theokratie auf der arabischen Halbinsel durchgesetzt und bald nach seinem Tode hatten seine ersten Nachfolger — die vier rechtgläubigen Chalifen — nicht nur das persische Großreich der Sassaniden vollständig vernichtet, sondern auch dem ost-römischen Reich wertvolle Provinzen, wie Syrien und Ägypten, für immer

abgenommen. Vom 7. bis 10. Jahrhundert war das Chalifenreich — erst das der Umajjaden, dann das der Abbasiden — die ausschlaggebende Macht im Mittelmeer und weithin nach Asien hinein. Eine hohe kulturelle Blüte, die auf der hellenistischen Tradition beruhte, ließ Wissenschaft und Kunst des Islams für alle Welt als Vorbild erscheinen. Arabische Philosophen, Naturwissenschaftler und Ärzte übten einen maßgebenden Einfluß auf die werdende abendländische Wissenschaft aus.

Infolge der fortschreitenden Schwächung der Zentralgewalt in Bagdad und durch die Einbeziehung fremder Völker, wie Perser, Berber und Türken in das Reich veränderte sich im Laufe der Jahrhunderte die Religion des Propheten nicht unwesentlich. Mochte dem klaren Verstand und dem nüchternen Wirklichkeitssinn des Arabers der einfache Monotheismus und die Gesetzesreligion entsprechen, so fand der mystische Sinn einer großen Mehrheit darin kein Genüge. In der Form des Sufitums sollte die islamische Mystik die persönliche Form der Gottesverehrung formen und bestimmen. Das Ziel des Sufis ist das Ziel jedes Mystikers: das Erleben Gottes, das Einswerden mit Gott. Die großen Katastrophen des 13. und 14. Jahrhunderts, als die Mongolen weite Gebiete des Reiches in eine Wüste verwandelten und das Chalifat von Bagdad vernichteten, stärkten diese Tendenz zur persönlichen Frömmigkeit, die abgelöst vom Staat ihr Heil in der Selbstheiligung des Menschen sucht. Es ist das Schicksal eines theokratischen Staates, daß sich die religiösen Ideen mit dem Niedergang der tragenden staatlichen Gemeinschaft selbständig in anderen Formen zu erhalten suchen. Als dann im 16. Jahrhundert das osmanische Reich entstand und sich zur Vorherrschaft aufschwang, lebten neben einer erneuerten orthodoxen theokratischen Form des Reiches die Sufi-Orden kräftig weiter und erreichten im 17. und 18. Jahrhundert ihren Höhepunkt. Sie sanken dann aber bald auf die Stufe primitiven Aberglaubens hinab.

Dem Beobachter des Islams zu Beginn des 19. Jahrhunderts erschien er in Aberglauben erstarrt und zum Absterben verurteilt. Jedoch antwortete er auf die „Herausforderung“ Europas unerwartet lebendig. Die Geschichte des Islams im 19. und 20. Jahrhundert ist die Geschichte eines erbitterten Abwehrkampfes, der sämtliche seit langem für tot gehaltenen Kräfte zu neuem Leben erweckte und auf verschiedenen Wegen die Religion des Propheten in der Auseinandersetzung mit der modernen Welt festigte.

Der erste Anstoß für die Erneuerung kam aus dem innersten Arabien, als im Jahre 1744 Muhammed Ibn-Abd-al-Wahhab mit der Unterstützung des Fürstenhauses Al-Saud den Sufis und den verderbten religiösen Sitten einen Kampf auf Leben und Tod ansagte. Muhammed Ibn-Abd-al-Wahhab war ein Fanatiker von äußerster Gesetzestreue. Seine Wahhabiten bekämpften rücksichtslos jede Heiligenverehrung, jeden Luxus, selbst den Genuß des Tabaks und Kaffees; sie verlangten die kompromißlose Rückkehr zu der reinen, nüchternen Lehre des Propheten. Bald hatten sie das östliche und mittlere Arabien erobert und griffen die osmanischen Provinzen im Norden an.

Die Wallfahrtsstadt Kerbela im Irak wurde 1802 von ihnen zerstört und 1806 fiel sogar Mekka in ihre Hände, das nun gründlich von allen Heiligengräbern und Erinnerungsstätten „gereinigt“ wurde. Sogar vor dem Grabe des Propheten in Medina machten die Fanatiker nicht halt. Auf diesen ersten Höhepunkt folgte ein starker Rückschlag, als im Jahre 1818 durch den osmanischen Gouverneur von Ägypten, Muhammed Ali, die zentralarabische Hauptstadt der Wahhabiten, Dar'ija, eingenommen und zerstört wurde. Die Bewegung war jedoch damit nicht ausgelöscht. Sie hat in unserem Jahrhundert unter Abd-al-Aziz Al-Saud — bei uns unter dem Kurznamen Ibn-Saud bekannt — fast die gesamte arabische Halbinsel in dem Königreich Saudisch-Arabien unter ihre Herrschaft gebracht.

Die Reform des Islams, wie die Wahhabiten sie durchführten, blieb auf die arabische Halbinsel beschränkt. In anderer Weise mußten sich die Muslime im Osmanischen Reich, vor allem in Indien durchsetzen. Die indischen Muslime, die unter der direkten Herrschaft Englands standen, empfanden naturgemäß besonders stark die Dringlichkeit der Frage, wie die Religion durch Reformen gegen den Ansturm der europäischen Ideen widerstandsfähig zu machen sei. Von Indien ging die Bewegung auf die anderen Staaten über. Es war vor allem der unermüdliche Eifer eines Gamal-ad-din al-Afganis, der in Indien, Persien, der Türkei und Ägypten für einen kraftvollen Islam auf der alten Grundlage wirkte. Auf religiösem Gebiet suchte seine Erneuerungsbewegung den Glauben und die Ausübung der Religion zu reinigen, das geistige Niveau zu heben und moderne Methoden der Erziehung mit dem Geist des Islams in Einklang zu bringen. Politisch suchte er und seine Anhänger die Muslime in der Verteidigung des Glaubens zu einigen. Einer der bedeutendsten Reformatoren des beginnenden 20. Jahrhunderts war ein Schüler Gamal-ad-dins, der ägyptische Scheich Muhammed Abduh. Ähnlich wie die Wahhabiten sah auch er das Hauptanliegen der Reform in der Rückführung des Islams auf sein ursprüngliches Wesen, einen nüchternen Rationalismus. Auf dieser Grundlage glaubte er, einer Synthese der europäischen Zivilisation und der islamischen Religion das Wort sprechen zu können. Die indischen und ägyptischen Nachfolger der ersten Reformatoren treffen sich in vielen Punkten, unterscheiden sich aber in der Ausgangsstellung: „Während die Inder von der Absicht beherrscht sind, die moderne Zivilisation, deren Bejahung ihnen notwendig erscheint, als durchaus mit dem Islam vereinbar zu erweisen, suchen die Ägypter den Islam, der für sie der Ausgangspunkt bleibt, so aus der Kruste der Erstarrung, die die Jahrhunderte über ihn gedeckt haben, herauszulösen, wie es seinem ursprünglichen Wesen entspreche, das jedem wahren Fortschritt zugänglich sei“ (R. Hartmann).

Es ist also nicht von ungefähr, daß es gerade Ägypten war, das als erstes muslimisches Land mit dem Vatikan die Fühlung aufnahm. Ägypten ist heute, nicht zahlenmäßig, aber seinem Einfluß nach, die führende Macht des islamischen Orients. Dieser hat durch den ersten und zweiten Weltkrieg

seine Freiheit weithin wiedergewonnen, und das bedeutet in Zahlen ausgedrückt, daß nahezu 300 Millionen Muslime nach langer Beherrschung durch europäische Mächte jetzt wieder auf eigenen Füßen stehen. Die größte Zahl Muslime, 90 Millionen, sind in dem neuen Staat Pakistan vereinigt. Dann folgen die malaischen und indonesischen Muslime mit ungefähr 55 Millionen. In Westasien leben 15 Millionen. Ägypten und der Sudan zählen 17 Millionen, das übrige Nordafrika 16 Millionen, Persien 15, Afganistan 12, die Türkei 18 Millionen. Unter sowjetischer Herrschaft und in Chinesisch-Turkestan leben ungefähr 30 Millionen, in Afrika ungefähr 24 Millionen und auf dem Balkan noch 2 Millionen.

Wenn auch Zahlen auf dem Gebiete der Religion nicht von ausschlaggebender Bedeutung sind, so ist doch die Kraft des erneuerten Islams im Ringen um die geistigen Grundlagen der Menschheit nicht zu unterschätzen, die es im gemeinsamen Kampf gegen den materialistischen Nihilismus unserer Zeit zu verteidigen gilt.

Das katholische Australien

Ein noch unbekanntes Land

Von WALTER KÖNIG S. J.

Im Mai des Jahres 1948 sah die Millionenstadt Melbourne, die Hauptstadt des Staates Victoria, wohl die glänzendste religiöse Kundgebung, die sie seit dem Eucharistischen Kongreß von 1928 zu verzeichnen hatte. Es war die Hundertjahrfeier der Erzdiözese Melbourne unter ihrem greisen Oberhirten, dem 84-jährigen Erzbischof Dr. Daniel Mannix, dem großen Führer der australischen Katholiken.

Zwei Kardinäle, Kardinal Gilroy von Sydney und Kardinal Spellman von New York, der Apostolische Delegat Erzbischof Panico, mehr als 40 Bischöfe und Prälaten sowie zahlreiche Ehrengäste aus allen englisch sprechenden Ländern hatten sich eingefunden. Ihre charakteristische Note erhielt die Feier durch das Erscheinen der amerikanischen Delegierten, Kardinal Spellman und Mgr. Fulton Sheen, des bekannten Radioredners der Vereinigten Staaten, die auf einem Sonderflugzeug der amerikanischen Regierung herübergekommen waren.

Die Festveranstaltungen in der stattlichen gotischen St.-Patricks-Kathedrale, der Stadthalle und dem riesigen Ausstellungsbau nahmen mit ihren Pontifikalämtern, Predigten, Ansprachen und musikalischen Darbietungen acht Tage in Anspruch. Sie fanden ihren Abschluß in einer festlichen Auf- führung, die die Geschichte des australischen Katholizismus in dramatisch aufgebauten Bildern darstellte. Obwohl man die Vorstellung in eines der größten Stadien Melbournes verlegt hatte, reichte der Platz nicht aus, die Masse der Zuschauer zu fassen.